

Die Nerven der „Daheimgebliebenen“

Silke Fehleemann (Universität Düsseldorf)

Das Volk mit den stärkeren Nerven werde den Krieg gewinnen, hatte Hindenburg angeblich im November 1914 verkündet und angesehene Neurologen wie etwa Alois Alzheimer gingen noch 1915 davon aus, dass der Krieg trotz aller Belastungen die Nervenkraft des deutschen Volkes langfristig stärken würde. Diese optimistische Sicht ließ sich zunehmend schwerer aufrechterhalten. Nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat zeigten sich die immensen Belastungen der Kriegsgesellschaft. Im Jahr 1916 präsentierte selbst die Familienzeitschrift Gartenlaube Gedichte über „müde Frauen“, in anderen Frauenmagazinen fanden sich verharmlosende Karikaturen, in denen Mütter zwischen Kochtopf, Wiege und Schreibmaschine hin und her sprangen. Vor allem aber die Lebensmittelnot und die massiven Trauererfahrungen verursachten eine deutlich erhöhte Sterblichkeit und Morbidität auch bei der Zivilbevölkerung. Eine weitere schwere Belastung der „Daheimgebliebenen“ stellte zudem das Warten dar. „Das Warten“ nahm in der belletristischen Literatur und in den Selbstzeugnissen einen dominanten Platz ein. Die Klagen über das Warten auf den Briefträger sind Legion. Die Frage „Haben Sie Nachricht?“ entwickelte sich zur Begrüßungsformel unter den wartenden Familienangehörigen. Besonders belastend war das Warten auf Nachricht von vermissten Söhnen oder Ehemännern. Sowohl die belletristische Literatur wie auch Selbstzeugnisse belegen die pathologische Wirkung dieser Unruhe. In diesen Fällen wurde der Zustand der Angehörigen häufig wie eine regelrechte „Geistesverwirrung“ beschrieben. Sie versuchten sich auf eine mögliche Todesnachricht vorzubereiten, was sie ständig in Sorge hielt: ein ‚Dazwischen sein‘ zwischen vorweggenommener Trauer und Erleichterung. Viele Selbstzeugnisse beschreiben den Wechsel zwischen psychischer Anspannung, wenn keine Nachricht kam und der Entspannung, wenn ein lange erwarteter Brief von der Front schließlich doch eintraf, woraufhin sich die Anspannung bis zur nächsten Feldpost wieder aufbaute. „Das Warten“ blieb ein schwieriges und sensibles Thema in der Kriegsgesellschaft, so wurde schließlich das Aushängen der Gefallenenlisten verboten, unter anderem auch, um öffentliche Versammlungen und Gespräche an diesen Stellen zu vermeiden. Zu propagandistischen Zwecken wurden Feldpostkarten verteilt, die mit kriegsfernen Bildern sehnsüchtig wartende Frauen am Fenster zeigten. Auf diesen Darstellungen war niemand verhärtet, trug Trauer oder musste hart arbeiten. Das Warten wurde hier erotisch aufgeladen und den Soldaten wurde verharmlosend eine ganz andere „heile“ Heimat präsentiert.

In der zweiten Kriegshälfte verstärkte das Warten in den Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften, in den „Hungerpolonaisen“ durch die Wiedergabe von Gerüchten noch die Unruhe, die körperlichen Belastungen wie Hunger, Kälte und Überarbeitung taten ein Übriges.

Die „Durchhaltekraft“ der Frauen entwickelte sich aufgrund der Unruhen und Lebensmittelaufstände immer mehr zu einem öffentlichen Thema. Die sogenannten „Jammerbriefe“ deutscher Frauen wurden skandalisiert und die große Anzahl von Publikationen, die unter dem Titel „Deutsche Frauen-Deutsche Treue“ in den letzten beiden Kriegsjahren veröffentlicht wurden, zeigen, wie instabil die Durchhaltekraft der Angehörigen wahrgenommen wurde. „Was nützt es, wenn wir an der Front jeden Quadratmeter zäh verteidigen und hier in der Heimat die Nerven verlieren?“ fragte die Mutter des Kampffliegers von Richthofen in ihrem „Kriegstagebuch“. Der Diskurs um die „jammernden Frauen“ machte die geschlechtsbezogene Sicht auf „Nervenschwäche“ und Neurasthenie schließlich offenbar. Während die Frage der „Kriegsneurosen“ von Soldaten bekanntlich in der psychiatrischen und neurologischen Zunft heftig diskutiert wurde, wurde dagegen die „nervliche“ Gesundheit der Frauen in der Heimat in medizinischen Expertenkreisen kaum thematisiert. Eine Ausnahme war der Psychiater Wilhelm Suckau, der zu Beginn des Jahres 1916 eine Studie veröffentlicht hatte, in der er untersuchte, ob der Krieg die Ursache für Psychosen bei Patientinnen war. Trotz einiger dramatischer Fälle kam er insgesamt zu dem ‚beruhigenden‘ Ergebnis, dass es um die Nervenkraft des deutschen Volkes sehr gut bestellt sei. Von dieser Ausnahme abgesehen wurde das Problem der leidenden Zivilbevölkerung deutlich weniger als medizinische Aufgabe gesehen. Vielmehr widmeten sich diesem Problem belehrende moralisch und religiös konnotierte Vorträge und Ratgeber. Ähnlich wie im Falle der Trauer wurde den Angehörigen geraten sich ruhig zu verhalten und still zu leiden. Einen festen Glauben und einen festen Willen wünschte Baronin von Bülow-Wendhausen ihren Geschlechtsgenossinnen 1916: „Wenn auch manchmal der schwache Körper, die überanstrengten Nerven die lange Spannung nicht mehr zu ertragen vermögen, dann ein Blick aufwärts zu Gott um Kraft und Trost, ein Bick abwärts zu denjenigen, die noch schwerere Bürde kraftvoll und ergeben tragen, und dem festen Willen folgt dann der schwache Körper.“

In ihren Selbstzeugnissen berichteten weibliche Angehörigen dagegen nur selten über angespannte Nerven. Ein „schweres Herz“, ein „schmerzendes“ oder ein „gebrochenes“ Herz wurden von den Müttern und Ehefrauen der Soldaten deutlich häufiger beschrieben. Bei ihren Ehemännern und Söhnen im Feld dagegen sorgten sich die Frauen vielmehr um deren „Nerven“. Dabei zeigte sich häufig eine sehr mechanische Vorstellung. „Seine Nerven sind

schon ganz kaputt“, das war etwa eine typische Beschreibung von kriegerschöpften männlichen Angehörigen an der Front oder in der Gefangenschaft. In dieser Perspektive scheint der Begriff der Nerven vor allem männlich und soldatisch konnotiert gewesen zu sein.

Der Vortrag nimmt schwerpunktmäßig die letzten beiden Kriegsjahre in den Blick und analysiert anhand von Zeitschriften und Broschüren, Kriegsliteratur aber auch von Selbstzeugnissen wie der Zusammenhang von Warten, Leidenserfahrung und Durchhalten Kriegsjahren diskursiv aufgeladen wurde.